

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Die unsichtbare Geistermusik. Ein Graudenzer Erlebnis von Ludwig  
Walesrode

[urn:nbn:de:bsz:31-337049](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337049)

# Die unsichtbare Geistermusik. \*

Ein Graudenzer Erlebnis

von

Ludwig Walewode.

Das hatte ich mir niemals träumen lassen, daß ich noch einmal eine Rolle in den nachgelassenen Werken Friedrich's des Großen spielen würde, und auch der große Friedrich hat wohl schwerlich je eine Ahnung davon gehabt. Aber das Leben ist oft phantastischer als unsere Träume oder, wie ein Dichter sagen könnte, von allen unseren Träumen ist das Leben selbst der kühnste.

Das kommt dir, lieber Leser, wie ein Räthselwort vor, wie eine Mystifikation; und doch spreche ich dir „bescheidene Wahrheit“ — nur mußt du das nachgelassene Werk Friedrich's des Großen, von dem hier die Rede ist, nicht beim Antiquar suchen und nicht in der Leihbibliothek — am besten wär's, du machtest gar nicht dessen nähere Bekanntschaft. Es existirt in einem einzigen gar solid wie für die Ewigkeit gebundenen Exemplare. Mit einem Wort — es ist die nach den eigenhändigen Entwürfen Friedrich's II. vom Jahre 1770—76 angelegte Festung Graudenz am rechten Weichselufer, eine jener wenigen preussischen Festungen, die in den Jahren 1806 und 1807 ihre jungfräuliche Ehre gegen die galanten Bewerbungen der französischen Armee zu behaupten gewußt. —

Wegen welchen Verbrechens ich Insaße jener Festung wurde, darüber ein andermal ausführlicher. Nur, damit du nicht gar zu Schlimmes von mir denkst, daß ich etwa wegen Anfertigung falscher Kassenscheine, wegen Pferdediebstahls, Brandstiftung, Raubmordes und dergl. verurtheilt worden, erzähle ich hier, daß lediglich mein Stil, der in einem unbewachten Augenblick mit dem empfindlichsten Paragraphen des Thl. II. Tit. 20. des Allgem. Preussischen Landrechts in Konflikt gerathen war, die ganze Geschichte eingebrocht; — und da, nach Buffon, nun einmal der Stil der Mensch selber ist, so mußte ich für das süßen, was jener verschuldet hatte.

Es war am 16. November 1845, als ich von Königsberg, unter keiner anderen Eskorte als der meines dem dortigen Oberlandsgewichte gegebenen Ehrenwortes, zur Abbüßung einer einjährigen Haft mit der Schnellpost nach der genannten im entferntesten Winkel des polnischen Westpreußen gelegenen Festung abreiste.

Damals hatten noch keine bis zur Fadenscheinigkeit abgegriffene „Erzungen-schaften“ den Volksgeist zur mißmuthigen Passivität herabgestimmt. Es ging durch die politische Bewegung jener Zeit ein unverkennbarer Zug jugendlich idealer Sehnsucht nach weltbürgerlicher Freiheit, ein schwungvolles, man könnte fast sagen — Schiller'sches Pathos. Man schwärmte für das „freie Wort“, weil es noch Censur gab und Censoren. Die Regierungen wagten nicht, wie heutzutage, die öffentliche Meinung demoralisiren zu wollen; sie mußten sie be-kämpfen, und gerade in diesem Kampfe erhartete die öffentliche Meinung zu einer gefürchteten Macht. — Demonstrationen waren an der Tagesordnung; sie waren eben die Sprache des Tages. — Die immer mehr wachsende Volkspartei ergriff mit Enthusiasmus jede Gelegenheit, so unumwunden, so emphatisch als möglich ihre Gesinnung an den Tag zu legen und jeder außergewöhnlichen Maßregel des „Polizeistaates“ ein glückliches Paroli zu bieten.

Welch' eine willkommene Gelegenheit zu Demonstrationen bot damals, wo Tendenz-Prozesse und politische Verurtheilungen noch zu den Seltenheiten gehörten, ein für das „freie Wort“ zur Festungsstrafe verurtheilter Schriftsteller! Und noch dazu in der Provinz Preußen! — Ich hätte auf meiner Festungsfahrt förmlich eine Märtyrerglorie, nach Art derer, wie sie die Heiligen auf byzantinischen und altdeutschen Altarblättern tragen, als Keisemilze aufsetzen können. In der That wurden mir auf der Reise vom Königsberger Posthause bis in meine Graudenzer Kafematte öffentliche Huldigungen zu Theil, die ich heute noch, selbst in der Erinnerung, erröthend von mir ablehnen müßte, wenn ich auch mir zu ahnen berechtigt wäre, daß dieselben meiner Person gegolten. Aber es war eben die Zeit, welche Menschen und Zufälle symbolisirte. — So gelangte ich erst am 19. November über die Bromberger Chaussee nach der Station Gruppe, von wo eine Extrapost mich an die Weichsel brachte, an deren jenseitigem Ufer mein einjähriger Kerker lag. Es war spät geworden und dazu stürmisch und kalt. Ich hörte den gewaltigen Strom dicht zu meinen Füßen rauschen, aber ich sah ihn nicht. Eine mondlose Nacht und die undurchbringlichen Spätherbsnebel jener Gegend hatten ihn in ihren dichten Schleier gehüllt. Man konnte wirklich die Finsterniß mit Händen greifen. Die polnisch redenden Führleute, bei denen der Postillon mir als Dolmetscher diente, stellten mürrisch ihre Verpflichtung in Abrede, mich in so stockdunkler Nacht über das wilde vom



Sturm gepeitschte Gewässer zu rudern. Doch in der erhöhten Stimmung, welche meine Reise-Erlebnisse und die nahe bevorstehende Einferkerung in mir erweckt hatten, übte die Romantik einer solchen Fahrt einen zu unwiderstehlichen Reiz auf mich aus, als daß ich nicht durch ein reichliches Trinkgeld die Bedentlichkeit der Schiffer zu überwinden mich verstanden hätte. In dieser Gegend hat das Trinkgeld noch seine ungeheuchelte primitive Bedeutung — es wird ehrlich in Schnaps überetzt und vertrunken. — Die Scenerie, wenn man einen Schauplatz so nennen darf, den man nicht sieht, sondern aus den Eindrücken des Gehörs und des Gefühls ahnt, hatte etwas entschieden Sarmatisches — Weichsel, Nacht, Sturm, polnisch fluchende Schiffer, eisig kalter Nebelhauch, klatschende Ruder, knarrender Kahn — es war mir als durchführe ich, nicht in meinen Mantel geküllt, ein Fragment aus einem polnischen Epos, in dem Tabbäns Koszjnsko der Held ist — und das mit den Worten endigt: „Finis Poloniae!“ — Solche Phantasten sind wir Schriftsteller!

Obwohl es fast 11 Uhr Nachts geworden war, als ich an der Stadt Graudenz landete, wurde ich democh von mir bisher unbekannt gewesenen Freunden erwartet und aufs herzlichste in Empfang genommen. Bei dampfender Bowle erfuhr ich hier, daß der Festungskommandant sehr bedenkliche Instruktionen hinsichtlich meiner vom Grafen zu Dohna, damals kommandirenden General des 1. Armeekorps, gegenwärtigem Generalfeldmarschall, erhalten habe. Den Offizieren war der Umgang mit mir durch Parolebefehl streng untersagt und den auf der Festung befindlichen Staatsgefangenen, zu deren Kategorie ich gehörte, hatte man, seit ich der dortigen Kommandantur angemeldet worden, manche bisher stillschweigend geduldete Vergünstigungen und Freiheiten wieder entzogen — was diese keineswegs meiner Ankunft mit einem freundlichen Vorurtheile entgegen sehen ließ. — Vor Allem aber wurde mir mit Bedauern erzählt, daß „oben“, wie man unten in der Stadt die Festung bezeichnete, ganz der üblichen Praxis zuwider, eine Kajematte, in welcher bisher nur die schwersten und gefährlichsten Verbrecher ein dingfestes Unterkommen gefunden hätten, zu meiner Aufnahme eingerichtet worden wäre.

Diese Nachrichten kamen mir nicht ganz unerwartet. War doch schon die durch den Einspruch des Grafen Dohna bewirkte Anordnung, daß ich, statt üblicher und naturgemäßer Weise meine Strafe auf der zur Jurisdiction des Königsberger Oberlandesgerichtes gehörigen Hafenfestung Pillau abzuhüßen, nach der entfernten westpreussischen Weichselfestung dirigirt wurde, eine außerordentliche zu nennen, um so mehr als sie im Widerspruche mit der vom genannten Gerichte bereits getroffenen Verfügung stand! — Motiv dieser, ihrer Zeit nicht geringe Sensation erregenden Maßregel war, daß ich in Pillau, wo die



zwischen Königsberg und Elbing täglich fahrenden Dampfböte Station machen, nicht bloß gar zu bequem mit meinen zahlreichen Königsberger wie Elbinger Gesinnungsfreunden kommunizieren konnte, sondern daß auch in dem Städtchen wie auf der Festung Pillau Viele der angesehensten Einwohner und nicht wenige Offiziere der Garnison offenkundig mir bekannt und befreundet waren. In den Kasematten von Graudenz hielt man mich für sicherer aufgehoben.

Damals beschwerte ich mich, natürlich vergebens, beim Justiz- und beim Kriegsminister gegen diese in dem Erkenntniß des Gerichtshofes, der mich verurtheilt hatte, weder ausgesprochene noch bezweckte Strafschärfung, wofür ich jene Anordnung zu halten berechtigt war. Heute kann ich dem Grafen Dohna nicht dankbar genug dafür sein, daß er, wenn auch eben so sehr gegen seinen Willen als meine Erwartungen, durch meine Ueberweisung nach der Festung Graudenz mein Erinnerungsbuch um dessen interessanteste Blätter bereichert hat. — Aus erklärlichen Gründen schweige ich hier von den eklatanten Beweisen der Gesinnungssympathie, die mir aus nächster Nähe und aus meilenweiter Umgebung kundgegeben wurden. Mein bloßer Aufenthalt auf der Festung war für jene Gegend eine förmliche politische Agitation. — Ich spreche nur von der Odysee, die ich in meiner Graudenz Kasematte sitzend durchmachte, die in wechselnden Bildern eine bunte Reihe origineller Menschenkänge und ungeahnter Abenteuer an mir vorüberführte. Erlebte ich doch sogar im Januar 1846 den blutigen Sturm eines großen polnischen Insurgentenheeres gegen die Festung — wenigstens in den gewaltigen Vorbereitungen, welche getroffen wurden, einen solchen abzuschlagen!

Am 20. November Vormittags fuhr ich zur Antretung meiner Haft in der Equipage des mir unvergeßlich im dankbaren Gedächtniß lebenden Kaufmanns W., begleitet von diesem und dem geistvollen Justizkommissarius H., nach der eine starke Viertelmeile von der Stadt auf hohem, schroffem Weichselufer liegenden Festung. — Ich läugne es nicht, es war ein eigenthümliches Gefühl, als der Wagen von dem eine imposant weite Aussicht auf den Weichselstrom und dessen Niederungen bietenden sanft ansteigenden Wege plötzlich über eine Zugbrücke in die Barriere des ersten Festungsaußenwerks einbog und zwischen den scharfen Mauerwinkeln und steilen Walldossirungen der Reduits, Lunetten und Kavelins hindurch endlich in das tiefe, wie ein Felstunnel dunfle Thorgerölbe der inneren Festung hineinraffelte. — Indeß stellte sich doch der Platz, mit dessen Topographie mich meine beiden Begleiter vertraut machen wollten, bevor ich dessen unbeweglicher Zusage wurde, dem ersten von der Neuheit überraschten Blicke nicht so ganz unfreundlich dar. — Die ringsum unter der rasenbewachsenen Wallerde in fortifikatorischen Linien sich brechenden Kasemattenfaçaden mit



ihren zahllosen, schiefhartigen Fenstern machten den Totaleindruck eines riesigen und antiquirten Palastes von gar barocker Architektur. — Von dem Oberthore, durch das wir eingefahren waren, führte als längster Durchmesser des Platzes eine etwa 600 Schritt lange Pappelallee, an welcher das an den beiden Schildwachen kenntliche Kommandanturgebäude und einige gemüthliche bürgerliche Häuschen lagen, nach dem entgegengesetzten Niederthor. Ein drittes, das Wasserthor, befand sich an der sogenannten „Festungskehle“, die auf dem steilen mehrere hundert Fuß hohen Weichselufer gleich einer Mauerkrone saß. Man hatte durch dasselbe, wie durch einen rundbogigen Bilderrahmen, eine prächtige Aussicht auf die sich weit hinreckenden Weichsellampen mit ihren schimmernden Dörfern und Gehöften. Auf der Place d'armes, einem geschlossenen Polygon gegenüber der Festungskehle, stand unter zahllosen Pyramiden von Geschützstücken jeglichen Kalibers ein im steifen soldatischen Trophäenstile ausgeführtes eisernes Monument für den braven Vertheidiger der Festung, den Feldmarschall l'Homme de Courbière, „König von Graubenz“, wie er sich dem französischen Belagerungskorps gegenüber nannte und unterzeichnete. Jene Franzosen des Jahres 1807 waren aber eigentlich großherzoglich bessische Truppen vom Rheinbunds-Kontingent. —

So weit unsere topographische Rundschau, die binnen zehn Minuten bequem erledigt war.

Sonderbar, daß sämtliche Menschenkinder, deren ich innerhalb dieses eingeschlossenen Raumes ansichtig wurde, ohne Gnade und Unterschied den Eindruck von Gefangenen auf mich machten. Ich nehme selbst die Offiziere der Besatzung nicht aus und einige in der Allee promenirende Offizierdamen. Wie ich später erfuhr, kamen diese sich selbst so vor; die Abberufung vom Festungskommando wurde von den Offizieren und deren Familien als eine Befreiung aus dienstlicher Gefangenschaft begrüßt. — Freilich den untröstlichsten Eindruck machte auf mich ein unter militärischer Eskorte, zu zwei und zwei gereiht, eben an uns vorübergeführter Zug von Bangefangenen, die mit betäubendem Kettengerassel ihr Marschtempo unheimlich akkompagnirten.

Es giebt nichts Häßlicheres, als die Uniform eines königl. preussischen Bangefangenen, die in grellem Farbenzwiespalt von Nath zu Nath zwischen Kanariengelb und Dunkelgrau wechselt. Ein solcher Bangefangener gleicht aus der Ferne einem wandelnden österreichischen Schilderhause. Dazu kommt noch die nur einen kurzen Schritt gestattende schwere Kette, welche beide Beine mittelst eines oberhalb der Knöchel geschmiedeten Eisenreifens zusammenkoppelt; bei einigen ausgezeichneten Individuen zum Ueberfluß eine schwere um den Hals getietete eiserne Kravatte, von welcher zwei weit geschweifte eiserne Hörner sich



über den Kopf hinausstrecken. — Mir fiel bei dem Anblicke dieser Unglücklichen unwillkürlich die Ritterthat Don Quijote's ein, der mit Hilfe seines Schildknappen die an ihm vorübergeführten Galeerensklaven befreite und freilich wenig Dank dafür erndtete. Früher habe ich herzlich über diesen chevaleresken Narrenstreich gelacht, heute kam mir derselbe mehr menschlich als närrisch vor. Im Grunde macht das Mitleid Don Quijote aus uns Allen, es fehlt uns nur der Muth, es dem edlen Hidalgo von der Mancha gleich zu thun. — Mancher der Baugesangenen mochte an der theilnehmenden Aufmerksamkeit, mit der ich sie betrachtete, den Neuling auf der Festung oder den „Fuchs“, wie der akademische Ausdruck lautet, angezogen haben. Sie grüßten mich, die Milze ziehend, wie Jemanden, den sie noch öfter hier zu sehen hofften. Wahrscheinlich galt ich ihnen für ein künftiges Ehrenmitglied ihrer geschlossenen Gesellschaft.

Nachdem ich so gehörig über die Aeußerlichkeiten meines künftigen Aufenthaltsortes orientirt war und meine beiden Freunde mit dem Versprechen, mich bald und recht oft oben zu besuchen, sich verabschiedet hatten — ein Versprechen, das sie ehrlich gehalten —, verfügte ich mich zum Platzmajor Hauptmann R., um mich zum Antritt meines Arrestes zu melden. Dieser theilte mir mit, daß ich schon seit drei Tagen erwartet worden und daß Alles für mich in Bereitschaft sei; zunächst aber müsse er mich auf die Kommandantur begleiten, um mich der „Excellenz“, dem Generalleutnant v. Debenroth vorzustellen. — Es erweckte in mir ein günstiges Vorurtheil, daß ich auf dem Arbeitstische des Kommandanten Humboldt's „Kosmos“ liegen sah und der bald eintretende General selbst hatte Nichts in seiner Erscheinung, um diese vorgefaßte Meinung zu zerstören. Sein Gesicht, wie die ganze Haltung hatten etwas Humanes. Er begrüßte mich mit allen Formen wohlthuender Höflichkeit und selbst die unter den obwaltenden Verhältnissen allerdings eigenthümliche Aeußerung: „Es freut mich Sie hier zu sehen!“ war durchaus gut gemeint. — Es wurde mir gleich klar, daß die außergewöhnliche Kasematten-Verfügung, von der man mir in der Stadt Graudenz erzählt hatte, nur in irrigen Voraussetzungen, welche die Berichte des Generalkommando über mich bei dem Kommandanten erweckten oder in einem direkten Befehle von Königsberg her ihren Grund haben könnte; eine Ansicht, in der mich die Aeußerung des Kommandanten bestärkte, er habe dafür Sorge getragen, daß mir eine recht gesunde Kasematte auf der Sonnenseite der Festung eingeräumt worden; offenbar sollte ich in dieser Maßregel keine außergewöhnliche verletzende Strenge erblicken. —

Der Platzmajor wurde beordert, mich nach dem mir bestimmten Gefängnisse zu führen. Auf dem Wege dahin engagirte derselbe zu meiner Bedienung einen alten Invaliden, den er sofort anwies, einige Kloben vom „Garnisonholz“



zur vorläufigen Heizung meiner Kasematte herbeizuholen; — da ich nämlich auf die Alimentionation der Staatsgefangenen, 3 Rthlr. per Monat, Verzicht geleistet hatte, so war ich auch verpflichtet, für Feuerung selbst zu sorgen. — Mein Gefängniß befand sich über dem Wachtlokale am Niederthor. — Obwohl es heller Mittag war, mußte der wachhabende Unteroffizier Licht anzünden, um uns hinaufzuleuchten. — Eine mächtige mit eisernen Leberwürfen und Vorlegeschloßern verwahrte Eichentüre, im Hintergrunde der Wachtstube, führte über eine stockdunkle Treppe in eine Art von Vorzimmer, dessen Wände und Decke mit einem glänzenden Schwarz bekleidet waren, das sich bei näherer Untersuchung als lang verjährt, schön krystallisirter Dfenruß darstellte.

Dieses Vorzimmer war eigentlich ein Rauchfang. Abermals klrirten Schloßer und Kiegel, abermals freichte eine schwere Eichentür in ihren Angeln, wir standen in der Kasematte. Dieselbe war ein bombensfestes, rumbogiges Gewölbe, wohl 30 Fuß lang und etwa 12 Fuß breit. Der langgestreckte, fargartige Raum mit seinem frischen, blendenden Kalkanwurf erinnerte mich an das überflüchte Grab der Schrift. Das Licht fiel durch eine schießschartenartige Mauerlücke herein, die nach innen mit dicken eisernen Trailen, sogenannten „schwedischen Gardinen“, versichert war. Mein Arm reichte nur mit knapper Noth durch die Mauerverziefung an die niedrigen Fensterflügel mit den kleinen blinden Scheiben. Ein Paar Eisenringe an der Wand deuteten darauf hin, daß manche der früheren Injassen dieser Kasematte an der Kette gelegen haben müssen. An der Hinterwand, in der Nähe der Thüre, befand sich ein neuer riesiger Lehmofen, nach Art derer, wie sie in polnischen Dorfschicken vorkommen — man merkte es ihm an, daß er sich wohl nie mit etwas Anderem als schmaler Gefängnißkost befaßt hatte. Die vom Staate gelieferten Möbel von verzweifelt schlichtem Aussehen bestanden aus einem hölzernen Schemel und einem leeren Bettgestell; jedoch war es den „Festungstubengefangenen“, wie die Staatsgefangenen zweiter Klasse, zu denen ich gehörte, genannt wurden, freigestellt, sich einige Komforts aus eigenen Mitteln anzuschaffen.

Außerdem werden die Gefangenen dieser Kategorie nicht eingesperrt; der Platzmajor übergab mir vielmehr sämtliche Schlüssel, die zu meiner Kasematte gehörten. Am angenehmsten war mir, zu hören, daß ich täglich sechs Freistunden, von 9—12 und von 2—3 Uhr, hätte, in denen ich Besuche empfangen und innerhalb der Umwallung zwischen dem Ober- und Niederthor promeniren dürfte. Was ich sonst noch reglementsmäßig zu thun und zu lassen hätte, würde ich aus den gedruckten „Instruktionen“, die mir im Laufe des Tages zugestellt werden sollten, durch Selbststudium erfahren. Während der Platzmajor mich so in meiner neuen Wohnung installirte, stand der zu meiner Bedienung angenommene



Invalide, der sechs mächtige Kloben Eichenholz herbeigeschafft hatte, mit respectvoll angezogenen Armen im Hintergrunde. Aber kaum war der Platzmajor fort, als der alte Möbe, so hieß mein Invalide, ungemein beredt wurde. Er mußte mir vom Gesichte abgelesen haben, daß mir die eben bezogene unfreiwilige chambre garnie durchaus nicht behagte, denn er knüpfte seine Worte unmittelbar an diesen Gedanken an. —

„Dat is ja niederträchtig,“ sagte er, „dat solche Herrrens, wie Sie, Herr Leutnant, über dem Niederthor wohnen sollen; dat is ja gottserbärmlich. Sie sein ja kein Mörder oder so wat. Die andern Herren Staatsgefangenen wohnen alle da unten am Oberthor und viel besser und zum Donnerwetter, Herr Leutnant, da gehören Sie auch hin!“

Möbe, der ein sonderbares, zwischen Platt und Hoch schwankendes Deutsch sprach, titulierte mich in einem sort „Herr Leutnant“, wie der italienische Kameriere oder Fachino jeden wohlgekleideten Fremden, von dem er ein Tringeld erwartet, mit „eccellenza“ anredet. Ich will gerade nicht behaupten, daß ich durch diese unverdiente Titulatur sonderlich bestochen wurde; aber Möbe gefiel mir. Er trug die „Pflaume“, wie die aus Kanonenmetall geprägte Medaille der Feldzüge von 1813—15 genannt wird, auf der linken Brust seiner Invalidenkutza; doch gemahnte sein ganzer Habitus frappant an „Just“ in Lessing's Minna von Barnhelm. Er sah eben so ehrlich aus, so grob und so verschmizt, und die Zornesröthe über die schlechte Welt, die permanent auf seiner Nase glühte, bewies, daß Möbe eben so wenig wie Just ein Berächter vom „veritablen Danziger“ oder irgend welcher anderen den Mäßigkeitsvereinen anstößigen Flüssigkeit war.

„Ja, guter Möbe!“ sagte ich achselzuckend, „da ist nun einmal nichts zu machen.“

„Wat? nischt? — I, dat wäre ja!“ — brumnte Möbe, während er ein gewaltig aufloberndes Feuer von Hobelspänen im Ofen entzündet hatte, „dat wollen wir doch einmal sehen!“ — und pass! lachelte er einen Eichenkloben mit solcher Gewalt in den Ofen hinein, daß dieser ordentlich dröbnte. „Da soll ja ein heiliges Donnerwetter drein schlagen, wenn dat nicht brennt!“ und — pass! pass! hinterher ein zweiter. „I, daß dich die Schwerenoth!“ — „Na, so wat lebt nich!“ — „Na, so muß't kommen!“ u. s. w. und jeder derartigen Exclamation der Entrüstung schleuderte Möbe einen Kloben wie ein riesiges Ausrufungszeichen hinterdrein in den Ofen.

Es war ein Feuer, bei dem man bequem einen hochseligen Frankfurter Krönungssohnen hätte braten können. — Der gigantische Lehmofen mit seinen zehrenden Gluthen im Innern erschien mir wie das russische Kaiserreich — ein thöbnerer



Kolof — nur daß ihm die Eisenfüße fehlten. — Eines schönen Tages — dachte ich — und — — „Wollen der Herr Leutnant nicht spazieren gehen? et könnte hier ja rauchen!“ sagte Wöbe, sich wie Just in der Szene, wo er Tellheim seine Rechnung überreicht, den Rauch aus den Augen wischend, doch mit einem gewissen schlauen Seitenblicke. — Mir ahnte etwas von einer Katastrophe. Es war gerade Freistunde und in der That fing der Ofen an zu rauchen; jedenfalls, dachte ich, wär's diskret, Wöbe mit dem Ofen allein zu lassen und mich noch ein wenig draußem umzusehen: — außerdem war ich ja noch meinen Mitgefangenen am Oberthor die Antrittsvisite schuldig. — Es waren deren beim Antritt meiner Haft nicht viele.

Zwei Elbinger Kaufleute saßen wegen fahrlässigen Bankerotts; ein Artillerie-leutnant v. Sz. — Pole bis zum Fanatismus — wegen Insubordination; ein Dekonom aus Gnesen wegen schwerer Mißhandlung seines Dieners. Ein seltenes Verbrechen büßte ein gewisser Cl. ab; obwohl selbst katholischer Konfession, hatte er in der Domkirche zu Kulm während des Hochamtes am ersten Oftertage, aus der dichtgedrängten knieenden Menge hervorstürzend, das Kreuzifix vom Altar gerissen, auf den Boden geschleudert und ehe noch die bestürzten Priester interveniren konnten, unter lauten Verwünschungen und Flüchen mit Füßen getreten. Das irre, scheue Wesen dieses Mannes, der mit Niemandem Umgang pflog, ließ kaum einen Zweifel darüber aufkommen, daß derselbe zweckmäßiger im Irrenhause als auf der Festung untergebracht worden wäre. Ein Fähnrich v. G. wurde auf Gesuch seines Onkels und Vormunds, des Generals v. G., durch besondere königliche Verfügung nun schon Jahr und Tag gefangen gehalten. Sein ganzes Verbrechen war, daß er nach dem vulgären pädagogischen Ausdrucke „nicht gut thun wollte“. Er erinnerte mich an Mirabeau, den der eigene Vater auf Grund einer ausgewirkten lettre de cachet auf der Insel Rhé einsperren ließ — von anderen Aehnlichkeiten des Fähnrichs mit Mirabeau ist mir nichts bekannt geworden; interessant war's mir jedenfalls, aus eigener Anschauung zu erfahren, daß es damals auch in Preußen lettres de cachet gab oder doch etwas dem Entsprechendes. — Ob der pädagogische Zweck mit dem Fähnrich erreicht worden ist, hab' ich starken Grund zu bezweifeln; von mir wenigstens kann ich nicht sagen, daß ich die Festung gebessert verlassen hätte.

Von den Gefangenen am Oberthor vernahm ich denn auch die Bestätigung dessen, was ich in der Stadt gehört, daß sie seit meiner Ueberweisung nach Graudenz einer weit strengeren Kontrolle unterlägen und daß meine Kasematte am Niederthor wirklich als eine bisher nur von schweren Verbrechern bewohnte be-rüchtigt war.

In der That erschienen mir die Oberthor-Kasematten für die „Festungs-



stubeengefangenen" weit wohllicher, einige sogar freundlich. Sie lagen sämtlich zu ebener Erde und waren daher ungewölbt, außerdem hatten sie größere und helle Fenster und der Eingang vom Platze her war frei und führte durch keine Wachtstube. Einen ganz besonderen Reiz für die Herren vom Oberthor hatte die vis-à-vis-Nachbarschaft eines niedrigen einstöckigen Häuschens mit einigen gemüthlichen Linden davor. In demselben waren, nach kleinstädtischer Art, ein Materialwaarenladen, eine Bäckerei, eine Schnapskneipe und eine Weinstube vereinigt. Von den hier verkehrenden Artillerieoffizieren wurde dieses Häuschchen das „Zündloch" genannt; für mich war's im Laufe meiner Gefangenschaft ein wirkliches „Gasthaus", d. h. gastlich im liebenswürdigsten Sinne des Wortes, obwohl eigentlich den Gefangenen der Verkehr daselbst wie an jedem anderen öffentlichen Orte, mit Ausnahme des Besaales, untersagt war.

Doch ich will hier nicht zu weit vorgreifen. Muß ich doch ohnedies schon, um die Leser mit Ort und Verhältnissen vertraut zu machen, mehr erzählen, als streng genommen eigentlich zu dem Erlebniß, das ich hier mittheilen will, gehört.

Als ich nach etwa einer Stunde wieder in die Wachtstube am Wiederthor trat, kam mir der wachthabende Unteroffizier mit der Meldung entgegen, daß ich jetzt wohl schwerlich mich in meine Kasematte hinauf begeben könne; es müsse mit dem Ofen oben wohl nicht ganz in Ordnung sein, da der Rauch sich sogar hinunter in die Wachtstube gezogen. Ich witterte in diesem Rauche so etwas wie Morgenluft. Auf meine Bitte begleitete mich der Unteroffizier nach oben. Ein dicker Qualm wälzte sich uns schon auf der Treppe entgegen. In der Kasematte selbst konnten wir uns nur durch rasches Oeffnen von Thür und Fenster des erstickenden Qualms erwehren und den Schaden in der Nähe besehen. Die breite Decke des Ofens war nach Innen gestürzt und hatte denselben im Fallen, wie's schien, aus den Fugen gerissen. Die Lehmrinnen spieen nun Flammen und Dampf gleich einem wüthenden Vulkan. An eine Feuersgefahr ist in den unter der Wallerde liegenden feuer- und bombenfesten Gewölben nicht zu denken; werden ja die Schornsteine niemals gesetzt, sondern der überhandnehmende Aufdruck ein auf dem Heerde angezündetes Strohfeuer in Brand gesetzt, daß die Flammen lichterloh oben hinausschlagen. Aber was sollte ich bei der schon scharf eingetretenen Winterkälte in einem Kasemattengewölbe ohne Ofen machen?

Auf mein Ersuchen schickte der Unteroffizier sofort eine Ordonnanz an den Platzmajor mit der Meldung von dem Vorgefallenen. Dieser kam denn auch sofort in offiziellster Hast angerannt; bald darauf stellte sich der Ingenieuroffizier vom Platze ein, um den Vorfall technisch zu untersuchen. — Wüßte, der wieder mit straff angezogenen Armen und dem ehrlichsten Gesichte von der Welt im



Hintergrunde stand, wurde scharf in's Verhör genommen. Allein der blieb dabei, daß er den Ofen mit zarterster Schonung und Mühsicht geheizt habe, daß es daher wohl an dessen schwächerer Konstitution gelegen haben müsse. Der Ingenieuroffizier, der den Ofen erst vor kurzem und eigens für mich hatte setzen lassen, wußte nicht was er denken sollte, und der Platzmajor schüttelte in einem fort Kopf und Federhut. „Ein ganz neuer Ofen, bei Gott! es ist unjaulich!“ — er war aus Sangerhausen in der Provinz Sachsen und das weiche G war der einzige weiche Zug, den ich an ihm kennen gelernt.

Der kritische Kasus war aber der: was mit mir anfangen? — An einen Neubau des Ofens konnte für's Erste nicht gedacht werden, eben so wenig daran, daß ich ohne Ofen daselbst aushalten sollte; nirgends aber war im gegenwärtigen Momente eine andere Kasematte zu meiner Aufnahme frei oder geeignet. — Es war Humor in der Situation. Ein Gefangener, der nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte. Ich wartete gutes Muthes die Lösung dieses Dilemma in der Wachtsube ab, während der Platzmajor und der Ingenieuroffizier zum Kommandanten sich versilgt hatten, um denselben die Angelegenheit vorzutragen. Endlich nach ziemlich langer Konferenz kam der Platzmajor mit dem Bescheide an mich zurück: *Se. Excellenz* habe angeordnet, daß die Kasematte No. 1, Coupure 1, am Oberthor bis morgen Abend zu meiner Aufnahme in Stand gesetzt werden solle und daß ich mich bis dahin in das Weise'sche Gasthaus, der Kommandantur gegenüber, einlogiren könne, was ich denn auch mit Freuden that. — Konnte ich denn doch noch eine Nacht als freier Mann schlafen! — Auf der Wachtparade des nächsten Tages ging die Ofengeschichte unter den Offizieren von Mund zu Mund und erregte nicht wenig Heiterkeit. In dem eng abgeschlossenen Raum einer fernab gelegenen Festung, wo der Garnison ein Tag wie der andere in dienstlicher Eintönigkeit dahin geht, erhalten dergleichen Historien einen anekdotischen Charakter, sie gehen in die mündlichen Ueberlieferungen der stabilen Festungsbewohner über. Meine einjährige Gefangenschaft in Graubenz hat die Chronik dieses Plazes um manche heitere oder ernste Anekdote bereichert. — Man wollte durchaus nicht glauben, daß der Ofen von selbst auf den Einfall gekommen sein könnte, einzufallen, um mich gewissermaßen so durch ein Elementarereigniß, — *par force majeure* — aus dem wohlweislich mir zugebachten Silvio Pellico-Kerker zu befreien, man meinte steif und fest, daß ich selbst mit Hilfe Mübe's die ganze Katastrophe in Szene gesetzt und durchgeführt hätte. Der arme Mübe! Glücklicherweise hatte er bereits als Invalide und Befreier Deutschlands, mit der „Pflaume“ auf der Brust, einem wöchentlichen Kommissbrod und zwei Thaler monatlich, die höchste Staffel seines militärischen Ehrgeizes erklommen, als daß ein solcher Verdacht ihm in seinem weiteren Avance-



ment hätte hinderlich sein können. — Und was mich betrifft, so kann ich vor jedem terminirenden Assessor die drei Schwursinger aufheben und beeidigen, daß ich bei besagter Ofenaffaire des Polonius weise Lehren befolgt und keinem in mir aufsteigenden Gedanken „die Zunge gegeben“. Ich lächelte kloß und Wäbe flüchte und der Ofen fiel ein — das war Alles.

Aber ohne „Aber“ giebt's nun einmal nichts hineden, selbst nicht einmal auf einer Festung, wo doch jedes „Aber“ als subordinationswidrig streng verpönt ist. Auch an meine humoristische Erlösung aus der fatalen Niederthorkasematte durch den „feurigen Ofen“ klammerte sich die fatale Konjunktion-Klette.

„Aber,“ sagte mir die alte polnische Schaffnerin im Weije'schen Gasthause, „zu beneiden sind Sie gerade nicht um Ihre neue Kasematte am Oberthor.“

„Zu beneiden nun wohl nicht,“ meinte ich, „aber gewiß doch weniger zu beklagen.“

„Um, das ist sehr die Frage. — Am Niederthor hätte es doch wenigstens nicht gespußt!“

„Was, in meiner neuen Kasematte spukt's?“ lachte ich ungläubig in mein Glas hinein, „das habe ich nicht gewußt, daß hier auch Geister in Garnison liegen.“

„Ja, lachen Sie nur; aber wahr bleibt doch wahr! Sie werden es schon erfahren.“ Weiter wollte sie, sichtlich mürrisch, meinem Unglauben nicht Rede stehen.

Am anderen Morgen besuchte ich zur Paradezeit, wo ich sicher war, keine Offiziere dort zu finden, das erwähnte „Hündloch“, das der mir bestimmten Kasematte schräg gegenüber lag. Man sah mich dort schon als Nachbarn an und kam mir mit der gemüthlichsten Aufmerksamkeit entgegen.

„Es ist uns recht lieb,“ sagte die freundliche, geschäftsführende Cousine des Hauses, „Sie in unserer Nähe zu haben; Sie bekommen auch eine weit bessere Kasematte als die am Niederthor Ihnen zugebacht; aber es ist leider ein Uebelstand dabei —“

„Es spukt doch nicht etwa da!“ kam ich scherzhaft fragend zuvor.

„Nun, Sie werden sich selbst die Antwort auf Ihre Frage geben können.“

„Also wirklich? Doch, von welcher Art sind die Geister oder Gespenster, die dort ihr Wesen treiben? Sie drehen Einem doch hoffentlich nicht den Hals um oder treiben sonst welchen gefährlichen Schabernack?“

„Das nicht! im Gegentheil — sie musizieren. Sie werden manche Nacht ganze Konzerte aufführen hören.“



„S. das wäre ja ganz vortreflich — da hätte ich ja meine Hauskapelle — und die Geister machen hoffentlich gute Musik!“

„Wenn Sie das schauerliche Ereigniß kennten, das diesem Spuk zu Grunde liegt, würde es Ihnen schon unheimlich genug zu Muthe werden.“

„O, es wäre mir sehr willkommen, wenn Sie mich näher darüber unterrichten wollten.“

Meine neue freundliche Nachbarin ließ sich nicht lange bitten. Ich erfuhr von ihr Folgendes.

„Es sind etwa sechs Jahre her, daß ein Edelmann aus dem Großherzogthum Posen, Graf S—sky, wegen politischer Vergehen zu mehrjähriger Festungsstrafe kondemniert, Inzasse der in Rede stehenden Kafematte wurde, die schon seit langer Zeit auf unheimliche Weise berüchtigt war. War's doch, als ob Melancholie, Verzweiflung und tragische Katastrophen ihre Opfer vorzugsweise in diesem Winkel suchten, denn in keinem Kerker der Festung waren je so viel grauenhafte Selbstmorde vorgekommen, als gerade hier. Mit dem Einzug des neuen Gefangenen jedoch schien der finstere Dämon, der hier herrschte, gebannt zu sein, gebannt wie der böse Geist des Königs Saul durch die Macht der Musik. — Graf S—sky, ein Mann von jener chevaleresken männlichen Schönheit und Tournüre, die das nationale Erbtheil des Sarmatenstammes geblieben ist, trotz aller Theilungen und Zersüchtelungen Polens, hatte in seine Gefangenschaft seine treue Geige mitgebracht, auf der er Meister war. — Man hörte ihn den größten Theil des Tages bis spät in die Nacht hinein seine musikalischen Monologe halten. Bald vertiefte er sich in Studien, deren technische Schwierigkeiten zu lösen die durch keine Zerstreuungen und Geschäfte gestörte Verlassenheit des Kerkers und die hingebende Geduld des Gefangenen ganz besonders geeignet sind; wie denn auch die Sage, daß Paganini sich während langer Gefangenschaft in einem italienischen Kerker zum unsterblichen Maestro gespielt, mag sie nun erfunden sein oder nicht, ihre sinnige Bedeutung hat. Bald rief er, voll sehnsüchtig jugendlicher Lebenslust heitere Reminiszenzen des geselligen Lebens in klingenden Weisen herbei. Wer vermöchte zu sagen, welche Liebe, warme Erinnerungsträume aus den Takten der galanten Polonaise oder der feurigen Mazurka ihn umfingen? welche weiche Hand einer anmuthigen Tänzerin die feine drückte? welches flammende Auge ihn aus vertrauten Tanzrhythmen grüßte? Bald erging er sich mit phantasierendem Humor in bunt sich jagenden Opermelodien, wie Jemand, der wehmüthig ein Album durchblättert, um an sächlichen Schattenzügen die dahin geschwundenen Momente erhabener Kunstgenüsse zu beleben. Dann spielte er wieder jene zwischen rührender



Klage und jedem Uebermüthe wie trunken taumelnden Nationallieder, aus denen treu der polnische Volksscharakter und ein Stück polnischer Geschichte herausklingen.

So wurde Graf Z—sky bald der musikalische Wohl- und Lustverthäter seiner Umgebung. Der in harter Gefangenschaft schmachtende Bewohner der oberen Kasemattenwölbung lauschte, das bleiche Gesicht gegen die Eisentrailen des Fensters gedrückt, auf die herrlichen Töne, die ihm so menschlich und so göttlich klangen; selbst der an die harte Arbeit vorüber geführte Vongefangene stand pausirend still, als fürchte er durch sein Kettengerassel das Spiel zu stören, und horchte hoch auf, während der eskortirende Patrouilleur, die scharf geladene Muskete bei Fuß gesetzt, ihn eine Weile gewähren ließ und ebenso lauschte. In der Dunkelheit lauer Sommerabende aber schlüchen flüsternde Gruppen von „Festungsdamen“ unter den Fenstern jener Kasematte einher, um den polnischen Grafen auf der Geige phantasierend zu hören und auch wohl nach den Klängen einer Mazurka oder Krakowiene oder eines deutschen Walzers leise und unbelauscht ein Tänzchen zu machen.

Aber ein Pole, und noch dazu ein so jugendlich feuriger wie der gefangene Graf, schwebelt und nebelt nicht platonisch auf deutsche Weise in dem Tonäther umher. Die lustige Unterhaltung mit seiner Geige genügte nicht seinem sehnsüchtig an das warme sinnliche Leben sich drängenden Herzen. Und so entspann sich — durch die müßige Einsamkeit deserkers gefördert — bald ein inniges Verhältnis zwischen ihm und der jungen Frau eines unten in der Stadt garnisonirenden Unteroffiziers, die, wie andere Unteroffizierfrauen, sich mit der Aufwartung von Staatsgefangenen befaßte. Sie war erst seit kurzem verheirathet, selbst von polnischer Herkunft und von seltener Schönheit. Ihr Mann, wegen seines ehrenwerthen biederen Charakters von seinen Vorgesetzten eben so geachtet wie bei seinen Kameraden beliebt, ließ es arglos zu, daß die junge Frau sich den Tag über oben auf der Festung aufhielt, um durch die Einnahme, die sie von den Staatsgefangenen zog, sich eine Anstalt für die Haushaltung zu verschaffen, für welche die kümmerliche Unteroffiziergage nicht ausreichte. Er hatte um so weniger dagegen, als ihr Leben bisher ein durchaus matelloses gewesen und er sich der Treue seiner Frau eben so sicher hielt, als er sie selbst über Alles leidenschaftlich liebte. — Allein auf der Festung giebt's keine Geheimnisse. Die Mauern, so verschwiegen sie aussehen, plaudern, und der Teufel „Gerücht“ weiß eben so die Wallerde von den Kasematten abzudecken, um zu erspähen, was im Innern derselben vorgeht, wie Le Sages hinkender Teufel es mit den Dächern der Häuser machte. — Bald war das Geheimniß von dem gar intimen Verhältnis des gefangenen Grafen mit der jungen, schönen Unteroffizierfrau aus der



als ob ich in die Einleitung eines haarsträubenden Schauerromans, verlegt von Gottfried Basse in Quedlinburg oder von Fürst in Nordhausen, einträte. — Die zu ebener Erde liegende, durch eine doppelte Bohlendecke von dem oberen Gewölbe getrennte Kasematte hatte die Dimensionen eines Pferdestalles für mindestens 12 Gespanne. Selbst an den hellsten Tagen herrschte in dem Hintergrunde derselben in der Nähe des Ofens ununterbrochene Dämmerung. Sonst war sie, den Umständen nach, nicht unfreundlich. Die Fenster waren ohne die sonst übliche Eisenvergitterung und die Wände al fresco mit einer gelben Tünche bepinselft, die mit dem Gelb der Baugefangenen-Uniform auf's Innigste harmonirte. Außerdem hatte mein in seiner Sorgfalt und Aufmerksamkeit für mich unermüdlicher Freund W. aus der Stadt durch Hinaussendung einiger Möbeln, wie eines Lehnsuhles, Schreibtisches, Spiegels und Bettes die Kasematte so behaglich als möglich ausstatten lassen.

So war ich denn richtig auf ein volles Jahr ding- und bombenfest untergebracht. In sentimentalere Anwendung hätte ich mir wohl auch provisorisch eine bis zu Thränen rührende Leichenrede halten können. Ruhte ich doch nunmehr, wie's wenigen Sterblichen bei Lebzeiten beschieden ist, unter feuchtem Rasen, der mit dem nächsten Frühling gar grün und blumig über mir aufsprießen sollte; und auch eine Kuh sollte da oben über meinem irdischen Leichnam grasen, wie eine solche über dem verfallenen Staube des Königsberger Humoristen Hippel auf dem Armenkirchhof zu Königsberg graste, bis vor kurzem dort dem immer mehr um sich greifenden Festungsbau auch dies grüne Fleckchen eines rührenden Friedhofshumors zum Opfer fiel. Vor Allem aber wollte mir die Geschichte meines Vorgängers, des polnischen Grafen, gar nicht aus dem Sinn. Denn es ist ein Anderes, so etwas flüchtig zu hören oder zu lesen und unter den Zerstreuungen des geräuschvollen Tages zu vergessen, ein Anderes in enger Räumlichkeit auf den Boden einer solchen Schanergeschichte gebaut zu sein, gewissermaßen in einen lebendigen Zusammenhang mit einer unheimlichen Tradition zu treten. Wer könnte ruhig in einem Bette schlafen, von dem er wüßte, daß ein Mensch seinen letzten schweren Todesseufzer darin verröckelt? Wer möchte auf einer ehemaligen Nichtstätte die Komforts und die geselligen Freuden der Häuslichkeit genießen?

Ich hatte mir Licht angezündet, das meine langgestreckte Kasematte nur zweifelhaft erhellte und an der Lectüre der „Instruction für die königlichen Festungskommandanten wegen Behandlung der Festungsstübengefangenen“ vom Jahre 1826, unterzeichnet: Kriegsminister v. Gade, suchte ich mich von all den Eindrücken zu ernüchtern, mit welchen ohnedies die erste im Gefängnisse anbrechende Nacht den Keuling umfängt. Die damalige bürocratische Weisheit



des preussischen Staates hatte zum Ueberflusse auch das Leben des Gefangenen in ein dichtes Netz von Paragraphen eingesponnen. Ich hatte für eine volle Stunde genug zu lesen. Aber unwillkürlich schweifte mein Blick oft von der Instruction an den Wänden umher, als zöge ihn ein gewisses Etwas, die besagten Blutspuren an denselben zu entdecken, und in der That schien's fast, als träten blutige Flecken unter der frischen gelben Lünche hervor. — Endlich war's, nach Paragraphus so und so viel der Instruction, vorchriftsmäßige Zeit, das Licht auszulöschen und zu Bett zu gehen.

In der Festung war's still geworden bis zur Lautlosigkeit. Nur von Viertelstunde zu Viertelstunde hörte man das sogenannte „lange Werba?“ das sich die Wachen als Controlle ihrer Wachsamkeit ringsum zurufen müssen, eine Art von gedehntem Hahnenschrei, das R im „Werrrrrrrba?“ so rollend, daß unsere Schauspielerinnen und Sängerinnen sich desselben für das so zungenschlagfertig schnarrende Bühnen-R als treffliche Uebung bedienen könnten.

Auch von den Außenwerken trug der Wind den Wachtruf in die Festung hinein, so daß man ihn wie in einem zwanzigfachen Echo verhallen hörte. Dieses „Werba?“ in seiner eintönigen Regelmäßigkeit hatte etwas Einschläferndes wie der Pendelschlag einer Uhr oder wie das Rauschen des Mühlrades. Nochmals zeg Alles, was ich an Tage erlebt und gehört, als Einleitung zu einem phantastisch bunten Traume durch die halbawachen Sinne. Da mit Einemmal streifte eine leise abgedämpfte Musik wie auf einer Wolke schwebend dicht über mein Lager hin, bald im leisen Pianissimo verhauchend hinstehend, bald wieder in wunderbaren Modulationen anschwellend den ganzen Kasemattenraum durchklingend. — Anfangs glaubte ich wirklich zu träumen und willenlos dem Spiele meiner entfesselten Einbildungskraft hingegeben zu sein; aber der gerade eben von der Oberthorwache her schallende Ausruf der Ronde, das Kommandowort, das Klirren der Musketen der unter's Gewehr tretenden Wache zc. weckte mich zum vollen Bewußtsein der Sinne.

Jetzt war's wieder still geworden, man hörte nichts als das Rascheln des Windes in dem Geäste der Linden gegenüber, — da — richtig — da klang wieder wunderbar geisterhaft bald in diesem, bald in jenem Winkel der Kasematte, schwebte es über meinem Haupte weg, verlor sich's leise, kehrte es anschwellend hin und wieder. Es hörte sich meist an wie ein Streichquartett mit obligat concertirender Geige. Die Töne, wie sie so aus weiter jenseitiger Ferne klangen und doch wiederum in nächster und unmittelbarer Nähe, hatten etwas geisterhaft Redliches; man wurde an den muthwilligen Ariel mit seiner unsichtbar durch die Lüfte ziehenden Musik in Shakespeare's „Sturm“ erinnert. — Hört man erst Töne, so bleiben auch die Melodien nicht aus. Alle meine musikalischen Reminiszenzen



wurden wach gerufen. Bald glaubte ich ein Violinconcert von Mayseder, bald einen Satz aus einem Quartette von Beethoven, Duslov, Feska u. A. zu hören. Bald meinte ich wieder die chevaleresk galante Polonaise des Grafen Dginsky zu erkennen. Gesteh' ich's nur, ich fühlte die Schauer unheimlicher Geisternähe mich kalt durchrieseln; denn mein Herz ist so gläubig hingehend wie nur eins in der Welt und das Wunder ist sein liebstes Kind. Allein mein Kopf ist wiederum ein gar kühler Sceptiker, der dem gläubigen Herzen und dessen verzogenem Wunderkinde auch nicht das Geringste durchgehen läßt. Ich war fest entschlossen, meine bestohene Einbildungskraft zur Ordnung zu rufen und nicht eher zu rufen, als bis ich dem Spuke seine geheimnißvolle Larve abgerissen. — So stand ich denn auf und zündete — trotz des Paragraphen X der Instruction — Licht an, hatte ja auch die Instruction den Fall nicht vorgesehen, daß es auf der Festung spuken könnte.

Ich durchleuchtete jeden Winkel der Kasematte, um den Schlüssel zu dem musikalischen Geheimnisse zu finden; allein die schwebende Musik schien förmlich mit mir zu spielen oder meiner zu spotten; sie war bald hier, bald dort, nur da nicht, wo ich sie suchte. Nur kam's mir vor, als ob's in der Nähe des Ofens stärker tönte als an anderen Stellen. So erst entdeckte ich, was ich bei meinem abendlichen Einzuge in die Kasematte übersehen: im Hintergrunde derselben unsern des Ofens eine Eichenthür. Sie war unverschlossen und nur eingeklinkt. Ich öffnete sie und trat in ein schwarz ausgeschlagenes Gemach, das bei näherer Besichtigung ganz so wie das bereits geschilderte Vorzimmer zur Niederthorkasematte mit dichtem, glänzendem Ruß an Decke und Wänden bekleidet war. Auch ließ der eigenthümlich muffige Ofenrußgeruch keinen Zweifel über die stoffliche Eigenschaft der Decoration aufkommen.

Es war eine förmliche Rauchkammer. Die Zugeröhre meines Ofens mündete auf einen großen Heerd, der die ganze mit dem Wallprofile parallel laufende Wand einnahm und in dessen sogenanntem „Heerdmantel“, die untere Schornsteinöffnung trichterförmig auslief. — Es war mir gleich klar, daß hier der musikalische Spuk seine natürlich akustische Lösung finden müsse, wie die biblischen Wunder in Dinter's Schullehrerbibel in den Anmerkungen zum Texte sich natürlich auflösen. Und wirklich klangen hier die Töne nicht nur unmittelbar mit stets wechselnden Crescendo und Decrescendo, sie wehten mich förmlich lustig an in den durch den Schornstein streifenden Windstößen; nur daß es jetzt meiner Einbildungskraft nicht mehr gelang, bestimmte Melodien heraus oder hinein zu hören. Doch immer tönte es ätherisch lieblich gleich den Accorden einer Aeolsharfe.

Ich stellte mich auf den Heerd und leuchtete mit dem Licht so hoch als möglich



in den Schornstein hinein; da sah ich auch etwa 3 Fuß über dem Heerdmantel fünf wie Saiten einer Lyra neben einander gespannte Eisenstäbe eines Rostes, durch den zweifelohnes die Gefangenen an Fluchtversuchen durch den Schornstein verhindert werden sollten. Das war in der That eine Keolsharfe, auf welcher in diesem Festungswinkel stets rege Zugwind durch den Schornstein spielte; der Heerdmantel bildete dazu eine allmählig sich erweiternde Schallöffnung von ausgezeichnete Resonanz, aus welcher die hervorfluthenden Schallwellen durch die weiten Räume der Kasematte schwammen und ebend verhalten oder sich an den eigenthümlich konstruirten Mauern brachen oder endlich, wie aus unberechenbarer Ferne abgedämpft, in dem Ofen erklangen. Die technischen Aufschlüsse, die ich einige Tage später von einem liebenswürdigen Ingenieursfizier der Festung über den eigenthümlichen Bau der Kasemattenschornsteine erhielt, bestätigten nicht blos meine Erklärung des Phänomens, sondern bereicherten dieselbe noch um einige weitere akustische Momente. Ich erfuhr nämlich, daß der Schornstein in spiralen Windungen durch die Wallerde gezogen sich nach oben hin immer mehr verenge und daß die Hohlung desselben noch an mehreren Stellen von Eisenstäben unterbrochen wäre, die also als immer mehr sich verkürzende Saiten eine gar manichfaltige Tomscala bildeten.

Als ich am anderen Tage meiner freundlichen Nachbarin im „Zündloch“ mein erstes nächstliches Kasemattenabenteuer und dessen Lösung mittheilte, war diese sichtlich über die letztere verstimmt. Und auch auf die meisten eingebürgerten Festungsbewohner machte meine Erzählung keinen günstigeren Eindruck. Ich hatte ihnen unbarmherzig ein Stück unheimlicher Poesie geraubt, an dem sie schon seit Jahren gehangen — das schauerliche Geisterwunder war ihnen lieber gewesen, als dessen physikalisch nüchterne Deutung. So geht es mit allen Erscheinungen des Aberglaubens, die sich heut zu Tage noch durch irgend ein überaus rätselhaftes Phänomen der Gesellschaft bemächtigen; so geht es mit dem dogmatischen Aberglauben, der sich durch Jahrtausende hindurch von Geschlecht zu Geschlecht als Heilswahrheit vererbt hat. Das gtauwige Gemüth läßt sich kein Jota davon rauben, weil es durch einen solchen in seinem Innern zu verarmen fürchtet. Die rücksichtslose Herrschaft der Logik mit ihren kalten unbeugsamen Gesetzen erscheint den gläubig seligen Gefühlsmenschen als eine um so mehr unerträglichere Tyrannei, als sie selbst durch dieselbe zum Denken gezwungen werden sollen.

Einen psychologisch interessanten Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Sage bietet auch noch der Umstand, daß die Sage von der unsichtbaren Geistermusik sich erst nach der schauerlichen Katastrophe mit dem Grafen J—sky bildete, obwohl die besagte Musik, seitdem die Festung Graudenz besteht, hätte gehört werden

müssen. So auch hat das Volk gewiß von jeher seine Sagen gedichtet, indem es ein erlebtes, seinen Sinnen oder seiner Empfindung imponirendes Factum in das Reich des Ueberfinnlichen und Dämonischen hinüber spielte; so wurde eine rohe Thatsache poetisch zur Tradition verklärt.

Das wären die Betrachtungen und Nutzenwendungen, die dieser harmlosen Erzählung auch in den Augen des Lesers vielleicht einiges Interesse verleihen könnten.

In Bezug auf mich habe ich schließlich hinzuzufügen, daß ich oft noch mit Vergnügen auf die ihres schauerlichen Ursprungs entkleidete „Geisternusik“ in stillen Gefängnisnächten gelauscht und daß es meiner Phantasie nicht schwer wurde, gar herrliche bekannte Tonschöpfungen aus derselben auch ferner herauszuhören.

